



CHANTAL BOLLINGER

# Daphne

ERZÄHLUNG

*sed te decor iste, quod optas,  
esse vetat, votoque tuo tua forma repugnat.*

Meine frühesten Kindheitserinnerungen sind Erinnerungen an den Wald. Nicht an den Fluss. Nicht an meinen Vater. Nicht an meine Halbschwestern. Es sind Erinnerungen an die stolzen Baumkronen, das satte Grün der Blätter und an die tiefhängenden Äste der Bäume, die das Ufer säumten. Beinahe konnte ich diese Äste berühren, die Beschaffenheit der Blätter unter den Fingern fühlen. Würde ich mich nur weit genug ausstrecken, dachte ich, so könnte ich mit den Fingerspitzen die Blätter streifen. Doch es gelang mir nie. Wie Tantalos, der hungrig nach den zurückweichenden Früchten griff, so schien der Wald sich mir zu entziehen. Immer waren die Äste zu hoch oder mein Arm zu kurz. Der Wald war für mich immer unerreichbar. Und genau darin lag sein Reiz.

Als eine Najade, Nymphe der Flüsse, Seen und Quellen, war das Wasser für mich bestimmt und der nach meinem Vater benannte Fluss Peneios meine Heimat. Es war meine Pflicht, den Fluss zu schützen und zu bewachen, zu umsorgen und zu pflegen. Und so verbrachte ich die Tage am väterlichen Fluss. Es waren lange Tage. Tage, in denen die Sonne sich träge über den Himmel hievte, Tage der Einfältigkeit und der Öde. Das Schönste am Tag war der Augenblick, in dem die Sonne von einem Moment auf den anderen

hinter den Bäumen verschwand, und es langsam dunkel wurde. Dieser Augenblick setzte meinem Warten ein Ende, indem er den Tag verabschiedete und die Nacht begrüßte. Mit der Nacht kam auch der Schlaf, und dieser nahm mich jeweils an die Hand und führte mich an andere Orte als diesen. Bis er kam, der Schlaf, gab es immerhin noch den Mond, und der war wenigstens um einiges spannender als die Sonne. Er bewegte sich zwar nicht viel schneller, doch veränderte er seine Form, und nach jedem Tag war es eine kleine Überraschung, wie er wohl in dieser Nacht aussehen mochte.

Ich konnte mich nicht beschweren. Grund genug hätte ich dazu gehabt, doch ich *konnte* nicht, so sehr ich auch wollte. Oft drehte ich die Worte lange im Mund herum, doch über meine Lippen schaffte es kein einziges. Ich konnte nicht sprechen. An diesem Fluss gehörte das Wort nur einem. Dem Vater. Wir Najaden, seine Töchter, wir hatten keine Sprache.

«Meine Töchter, ihr seid die Zierde meines Flusses», sprach der Vater oft zu uns und reichte uns dabei Kämmе und Spiegel, «erfreut jeden, der daran vorbeikommt mit eurer Gestalt und eurem Gesang. Seid liebreizend und demütig. So mögen euch die Männer am liebsten.» Wir nickten, sagen konnten wir

ohnehin nichts. Meinen Halbschwestern schien es nichts auszumachen, sie spielten das Spiel mit. Kichernd schwirrten sie im Fluss herum, kämmteten sich die Haare und erfüllten das Tal mit ihrem wortlosen Gesang. Die älteren von ihnen wurden manchmal von einem lüsternen Satyr erwartet. Sie verschwanden mit der Sonne und kehrten im Morgengrauen wieder zurück. Sie liessen sich nichts anmerken, doch mir war es, als kicherten manche weniger als sonst, als wäre ihr Gesang melancholischer, als verbürge sich hinter ihren aufgeweckten Augen ein tiefer Abgrund aus Traurigkeit. Für ihr Leid hatten sie keine Worte, was geschehen war, konnten sie niemandem erzählen. Und so konnte ich nur mutmassen, dass die Satyrn rau zu ihnen waren.

Ich befolgte, was Vater von uns verlangte. Doch nur um der Harmonie willen tat ich dasselbe wie meine Halbschwestern und nicht, weil ich besonderen Gefallen daran fand, mir den lieben langen Tag die Haare zu kämmteten und mich im Spiegel zu betrachten, zu kichern und zu lachen, zu singen und zu plantschen. Die Tage waren endlos, doch die friedlichen Stunden unter uns Najaden hatten etwas Tröstliches an sich. Ich liess mir nicht anmerken, dass mir das Ganze

widerstrebte, ich fügte mich. Ansonsten hätte Vater mich bestimmt nicht mehr am Fluss haben wollen und mich sogleich an irgendeinen beliebigen Mann verheiratet. Und das wäre wohl das Schlimmste gewesen. Da schaute ich lieber noch etwas der Sonne zu, wie sie ihre mühselige Wanderung über das Himmelsgewölbe unternahm.

Der väterliche Fluss war ein beengendes Gewässer, an dem jeder Tag wie der letzte und jeder nächste wie der jetzige war. Immer wieder schweifte mein Blick zum Wald, der förmlich nach mir schrie. Es war noch nicht die Zeit, zu gehen, ich wusste nicht, wie ich das hätte anstellen sollen. Bis dahin wartete ich nur auf den passenden Moment. Und er kam.



Vater war ein Flussgott, er kannte jeden Stein seines Flusses, jedes Gras und jedes Tier. Beinahe war er selbst ein Teil des Flusses oder der Fluss ein Teil von ihm. Manchmal kam es mir so vor, als würden seine Grenzen und die des Gewässers ineinander übergehen

und ich konnte nicht erkennen, wo der Fluss begann, und sein Körper endete.

Sie musste ihm schnell aufgefallen sein, die strahlend weisse Perle, die zwischen all den grauen und von Moos bewachsenen Steinen am Grund des Flussbettes thronte. Die von Adern unterlaufenen grauen Augen weit aufgerissen und die Haut der Stirn gerunzelt, sodass die Furchen wie Flüsse über seine Stirn mäanderten, blickte er ins trübe Wasser, wie er es so oft tat, wenn er etwas Fremdes entdeckte.

Kaum hielt er die Perle zwischen seinen Fingern, scharten sich auch schon seine Töchter um ihn herum. Wie angezogen von dem in der Sonne glitzernden Ding, liessen sie ihre Spiegel und Kämmen sinken und ihr Gekicher verstummte allmählich. Die Augen, funkelnd wie die Perle selbst, rauschten sie zu ihrem Vater. Nur ich blieb zurück.

Hektisch versuchte ich den Kamm, der sich einmal mehr in meinem langen Haar verheddert hatte, zu befreien und strauchelte unbeholfen meinen Halbschwestern hinterher. Wie so oft folgte ich widerwillig ihrem Beispiel und setzte mich mit wippenden Beinen ans Ufer. Dieses eine Mal hatte es sich wenigstens gelohnt.

Vater hielt die Perle rastlos in seiner massiven Hand und liess sie zwischen seinen Fingern tanzen, mit der anderen Hand strich er über seinen schütterten, grauen Bart, in dem sich einige Algen verfangen hatten. Wir alle blickten erwartungsvoll zu unserem Vater hoch, jede in der Hoffnung, sie wäre die künftige Besitzerin des unverhofften Fundes. Manche klimperten mit den Augen und drapierten ihr Kleid in schönen Falten, andere lächelten scheu und rälkelten sich in der Sonne. Es war offensichtlich, wie sehr sich jede darum bemühte, unserem Vater zu gefallen. Nur ich wusste nicht, was ich mit meinen Händen, Haaren und Augen anstellen sollte, ich war nie besonders gut darin gewesen. Ausserdem wollte ich die Perle gar nicht haben, ich habe mir noch nie etwas aus kleinen, schimmernden Dingen gemacht.

Die Perle drehte noch einige Runden zwischen Vaters groben Fingern, ehe er kurz und bestimmt nickte, so, als hätte er einen Entschluss gefasst. «Daphne», sagte er mit fester, dröhnender Stimme nach einer Weile der Stille, in der nur das leise Plätschern des Flusses zu hören war, «dir soll diese Perle zu eigen werden. Da du die Schönste meiner Töchter bist.» Ich erstarrte, denn die Auserwählte war *ich*.



Ich hörte, wie meine Halbschwestern scharf die Luft einsogen. Ihre Augen wurden zu Schlitzen, die Lippen zu schmalen Strichen. Mir war bewusst, was folgen würde. Wir Najaden waren zwar liebe Geschöpfe, doch Eifersucht verwandelte uns in andere Wesen. Die letzten Worte meines Vaters läuteten das Ende der friedlichen Stunden unter Halbschwestern ein. Und das alles nur wegen einer Perle, in deren Besitz ich nie gelangen wollte und die nun in meinen kleinen Händen unter der Sonne glänzte.

So oft ich auch versuchte, mich mit meinen Halbschwestern wieder zu versöhnen und alles Mögliche unternahm, um die Kluft zu schliessen, es gelang mir nicht. Die Tage wurden endlos, die Sonne schien so träge zu werden, ich hatte Zweifel, ob es überhaupt irgendwann wieder Nacht würde. Verschwunden war die Zufriedenheit, verschwunden auch die gemeinsamen Stunden. Ich merkte, wie die anderen Najaden mich mieden und ab und an missbilligend in meine Richtung schauten. Auch Blicke können sprechen. Auch Blicke können verletzen.

Bereitwillig bot ich ihnen die Perle an. Sie lehnten ab. Es ging schon lange nicht mehr um die Perle. *Da du die Schönste meiner Töchter bist.* Die

Worte meines Vaters hallten in meinem Kopf nach. Welche von ihnen wollte nicht schon gerne die Schönste sein? Die Perle hätten sie bestimmt wieder vergessen, sobald sie etwas sahen, das mehr glänzte. Doch Worte vergassen sie nicht. Besonders nicht diese.

Als die Verzweiflung mich einzunehmen drohte und die abgeneigte Haltung der Halbschwestern mich enorm betrückte, bemerkte ich plötzlich, dass die Freiheit zum Greifen nah war. Tantalos ergriff seine Früchte nie, doch mir würde es gelingen das Elend, das meine Tage erfüllte, zu beenden. Ich erkannte, was in dieser betrückten Situation lag; Die Chance zur Flucht. Der passende Moment war endlich gekommen, nach all den endlosen Tagen in ihrer Eintönigkeit. Meinen Halbschwestern würde es nicht auffallen, wenn ich mich abends nicht neben sie legte, da sie mich ohnehin mieden, und Vater würde meinen, wir zankten uns nur etwas, und ich würde bestimmt bald wiederkommen.

Doch ich käme nicht mehr zurück. Nichts hielt mich mehr am Fluss. Die Entscheidung war gefallen, die Gelegenheit ergriffen. Von diesem Tag an mied ich den väterlichen Fluss, wo all meine Schwestern plantschten und lachten, sich kämmten und hübsch

machten, bis der Tag müde wurde und die Nacht sich über das Tal legte.



Die Erde empfing mich mit all ihrer Rauheit. Während das Wasser mich bisher immer über alle spitzen Steine schweben liess, schienen nun sämtliche Wurzeln aus dem Boden zu schiessen, wann immer ich nicht hinsah, und bald schon zierte eine Vielzahl von blauen Flecken meinen Körper. Dem lieblichen Gesang der Najaden ist das Klagelied des Nachtkauzes gewichen und dem feinen Plätschern des Wassers das bedrohliche Rascheln der Blätter im Wind.

Erst mit der Zeit entdeckte ich die ruhige Seite des Waldes und nahm diese Ruhe in mich auf. Meine flachen Atemzüge wurden tiefer, meine hastigen Schritte sicherer. Langsam offenbarte sich mir der Rhythmus der Natur und ich begann in ihm zu leben. Ich sprang auf, wenn mich die ersten Sonnenstrahlen an der Nase kitzelten, streifte durchs Unterholz, jagte wilde Tiere, sang mit den Vögeln und liess mich auf ein Bett aus Moos sinken, sobald die Sonne von der

Dunkelheit verschluckt wurde und vereinzelt Sterne durch das Blätterdach schienen. Endlich fand ich die Freiheit, nach der ich mich schon so lange sehnte.

Wie ein spriessender, junger Zweig blühte ich im Wald auf und meiner Entfaltung waren keine Grenzen gesetzt. Ich erlernte die Kunst des Bogenschiessens und lebte nach dem Vorbild der Jagdgöttin Diana. Anfangs erlegte ich nur Baumstämme und verscheuchte jedes Tier. Ich war wie eine stürmische Welle, die den ruhigen Wald aufwühlte. Doch ich studierte die Natur der Tiere, lernte, ihre Zeichen zu lesen und gewöhnte mir geschickte und tonlose Bewegungen an.

Vielleicht mag ich als eine Najade geboren worden sein, doch was bedeutete schon eine Bezeichnung? Weshalb sollte ich mich auf das beschränken, was man mir zugeordnet hatte, wenn ich doch so viel mehr erlernen könnte, wenn so viel mehr in mir steckte? Der Wald war nicht mein Geburtsort, der Bogen nicht meine Waffe, die Jagd nicht meine Zuständigkeit, dennoch gab es nichts, das mich jemals mehr erfüllt hatte als Letzteres.



Eine lange Zeit lebte ich nun schon im Wald, als ein Reh mich unverhofft an den Fluss führte. Die Jagd zog mich in ihren Bann, liess alle Geräusche verstummen und die Umgebung verschwimmen. Die Sonne hätte der Mond sein können und der Mond die Sonne, ich hätte es nicht gemerkt.

Leichtfüssig folgte ich dem Tier, das meine ganze Aufmerksamkeit gefangen hielt, als ich plötzlich ein allzu vertrautes Geräusch hörte. Den Gesang der Najaden. Zunächst registrierte ich nur das Geräusch, ohne mir weitere Gedanken darüber zu machen. Zu sehr hielt mich die Jagd in ihrem Bann gefangen. Erst als das Reh stehenblieb, seinen Kopf senkte und am Fluss trank, realisierte ich, wo ich gelandet war. Am väterlichen Fluss, der unverändert durch das Tal mäanderte.

Lange war ich nicht mehr hier gewesen. Als Mädchen hatte ich ihn verlassen, zurück kam ich als junge Frau. Ein elender Ort, an dem nur einer sprach und es dennoch nie still war. Singend plantschten die

Najaden im Wasser herum und fast taten sie mir leid. Zwar hatte es mich damals traurig gestimmt, als sie mich wegen der Sache mit der Perle mieden, doch was war das nur für ein Leben, in dem man nichts anderes hatte, ausser dem ewigen Streben nach Schönheit? Noch immer sassen sie in dem Gewässer fest und sahen nicht über das Ufer hinaus. Am meisten bemitleidete ich sie für die Tatsache, dass sie ihr Dasein am Fluss nicht hinterfragten und sich einfach fügten. Dass sie selbst glaubten, sie taugten zu nichts anderem als dazu, schön zu sein. Oder dass sie es nicht wagten, jemals etwas anderes zu denken als das, was Vater ihnen sagte.

Sogleich wollte ich diesen einengenden Ort wieder verlassen und in den Wald zurückgehen, doch da war es bereits zu spät. Eine Gestalt kam auf mich zu. Selbst im Tartaros unter tausenden verlorenen Schatten hätte ich ihn erkannt. Seine fließenden Bewegungen waren mir seit frühesten Kindstagen bekannt. Schon lange hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Nach meiner Flucht in den Wald hatte er einige Male versucht, mich ausfindig zu machen. Doch sein Auftauchen trieb mich immer erneut zur Flucht und ich drang weiter in den Wald vor, um ihm zu entkommen. Nach wenigen Versuchen gab er wohl

auf, denn seither sichtete ich ihn nie mehr. Nun stand er vor mir. Mein Vater.

«Daphne.» Seine Stimme war tief und ruhig. «Lange habe ich dich nicht mehr gesehen, meine Tochter. Viel zu lange. Habe mich gewundert wo du bist, mein Mädchen. Gewartet habe ich und nachgedacht. Aber jeder verstrichene Moment, jeder Gedanke brachte dich nicht zurück. Und nun bist du einfach da. An meinem Fluss, in meinem Zuhause. Und auch in deinem.»

*Nie war dieser Ort meine Heimat, nie gehörte ich hierhin, nicht in meinem Empfinden. Der Wald war der Ort, an den ich mich schon immer sehnte und dessen Freiheit mich nun erfüllte. Nichts hielt mich an diesem elenden Ort zurück. Ich hätte etwas sagen wollen, doch kein Wort kam über meine Lippen, kein Laut verliess meinen Mund. Mein Empfinden und meine Gedanken waren an diesem Ort nicht von grosser Wichtigkeit. Ich wollte fliehen, mich aus Vaters Blick winden, unter dem ich nur demütig und wortlos nicken konnte. Aber sein Blick hielt mich gefangen. Er sprach weiter, während ich mit jedem Wort etwas kleiner wurde.*

«Schön bist du, meine Tochter. Warst es schon immer und bist es heute mehr denn je.» *Nein!* Schrie es in mir. *Viel mehr bin ich doch als nur schön!*

«Es wird Zeit. Du bist schön und jung. Ein Mädchen in seiner grössten Blüte.» Ich wusste, was jetzt kam. Es war nichts Gutes. Der Moment, vor dem ich mich mein ganzes Leben schon fürchtete. Der Moment, der mich bald hinter verschlossene Mauern bringen würde. Der Moment, der mich zu dem machte, zu dem ich herangezüchtet wurde; einer guten Gemahlin. Die Freiheit würde meinen Händen entgleiten und von einem gewaltigen Strom den Fluss entlang ins Meer gerissen, wo sie verloren und unerreichbar in den Untiefen versank.

«Gewiss gibt es manchen Mann, der Gefallen an dir finden würde. Gewiss wärest du eine gute Ehefrau. Meine Tochter, wo bleibt der Schwiegersohn? Wo bleiben die Enkel, die du mir schuldest? Du wirst doch wohl bald heiraten?» Mein Innerstes sträubte sich gegen die Worte, die ich hörte. Ich wollte protestieren, doch ich konnte nichts sagen. Und so stand ich unter dem fordernden Blick meines Vaters und war wieder das kleine Mädchen, das ich einmal war. An diesem Ort würde ich es wahrscheinlich auch immer bleiben. Und das versetzte mich dermassen in Rage, dass ich



zum ersten Mal nicht sogleich nickte, als Vater etwas sagte. Vater konnte sprechen und frei über seine Töchter verfügen, während uns nichts anderes übrigblieb, als mit gesenktem Blick stumm nickend zu seinen Füßen zu hocken. So viel hätte ich zu sagen gehabt, doch ich schluckte die Worte, eins nach dem anderen, bevor ich daran zu ersticken drohte.

Wir waren an diesen elenden Ort gebunden, gefangen in dem Netz aus Väterlichkeit. Ich dachte, ich wäre ihm entkommen, hätte meine Freiheit erlangt und im Wald einen Ort gefunden, an dem ich es war, die über mein Leben bestimmen konnte. Doch anscheinend sass ich die ganze Zeit noch in diesem Netz, ich hatte es bloss nicht bemerkt. Natürlich war ich nicht frei!

Das Ausbleiben des stummen Nickens gefiel meinem Vater nicht. So hatte er seine Tochter doch nicht erzogen! Ich sollte unterwürfig und demütig und gefügig sein. Anstelle dessen funkelte ich Vater nur trotzig an. Er deutete meinen Ausdruck richtig. Denn sein Blick verriet mir, dass er meine Haltung verstand, aber keineswegs guthiess. Mit dieser Reaktion hatte er nicht gerechnet.

Ehe er etwas Weiteres sagen und mich zurück in den Fluss verfrachten konnte, wurde ich in den Sog

der Flucht gerissen. Wohlwissend, dass es nicht das letzte Mal sein würde, dass mein Vater diese Bitte vorbrachte. Bis es keine Bitte mehr war, sondern eine unausweichliche Forderung. Es war jetzt schon eine.



Die Dunkelheit bekam Risse. Winzige weisse Sprenkel fügten sich langsam zusammen, bis sich die Schwärze gänzlich auflöste und verschwand. Licht drang durch meine sich langsam erhebenden Wimpern. Ein neuer Tag war angebrochen. Es dauerte einen Augenblick, bis die Umrisse zu Ästen und Blättern, zu Himmel und Erde wurden. Noch hatten die Bäume nicht ihre Farben zurückbekommen und erst wenige Sonnenstrahlen fanden einen Weg durch das Blätterdach.

Auf einmal wurde es schlagartig hell. Ein gleissendes Licht breitete sich aus und die eben noch grauen Umrisse der Bäume wurden für einen kurzen Moment erleuchtet wie zur Stunde des höchsten Sonnenstandes. Ich war gerade dabei, mich auf dem nächtlichen Lager aufzusetzen, da blendete mich

dieses grelle Licht. Hinter hervorgehaltenen Händen sah ich zu, wie das Licht langsam an Stärke verlor und nur noch ein Glimmen übrigblieb. Der Wald wurde wieder grau, nur die Bäume unmittelbar um das restliche Licht waren erleuchtet. Die Lichterflut zog sich zurück und enthüllte eine männliche Gestalt. Es war Apollo.

Nie zuvor hatte ich ihn gesehen, doch ich kannte ihn von den Geschichten, die Vater uns immer zu erzählen pflegte. Er rühmte ihn, den Gott der Künste und Führer der Musen, den Meister der Heilkunst und der Kräuter, den Beherrscher der Weissagung und Herr mancher Orakelstätten, den Gott des Lichts und der Sonne, Träger von Pfeil und Bogen. Er sei so erhaben und mit einer Vielzahl von Fähigkeiten bereichert, sogar schon vor seiner Geburt habe er sich die Gabe der Weissagung zunutze gemacht. Die Geschichte seiner Geburt mochte Vater immer besonders gerne. Als seine Mutter Latona von Jupiter schwanger war, entdeckte dies dessen eifersüchtige Gemahlin Juno. Rachsüchtig verfolgte sie Latona und versuchte, die Geburt zu verhindern. Die arme Latona fand in keiner Stadt und auf keiner Insel Zuflucht, da alle Junos Zorn fürchteten. Und da bewies Apollo zum ersten Mal seine Begabung; er wies seiner Mutter in

ihrem Leib den Weg auf die Insel Delos. Die Göttin der Geburt, Eileithya, eilte zur Hilfe und nach neun Tagen gebar Latona die Zwillinge Apollo und Diana.

Strahlend und göttlich stand er inmitten des Graus kurz vor der Morgendämmerung. Er schien die Sonne selbst zu sein. Makellos und mächtig. Er blickte mir direkt ins Gesicht. Sein Blick entzündete sich an meinem und in seinen Augen entfachte sich ein unzähmbares Feuer. Flammen der Leidenschaft züngelten darin. Kein Wasser vermochte diese Flammen zu ersticken. Widerstandslos loderten sie beständig weiter und bauschten sich mit jedem Blick, mit dem er mich einfing, immer stärker auf. Er versuchte nicht, sie zu zügeln und zu beherrschen, die Flammen beherrschten ihn. Er liess zu, dass das Feuer überhandnahm und scherte sich nicht darum, gänzlich zu entbrennen und mich dabei zu Asche und Staub zerfallen zu lassen. Jeder seiner Blicke brannte sich förmlich in meine Haut ein. Innerlich verfluchte ich mich, dass ich beim Jagen nicht achtsamer mit meinem Kleid umging, denn jeder ausgerissene Fetzen am Saum entblösste ein weiteres Stück nackte Haut, das Apollo mit seinen feurigen Blicken in Asche zerbersten liess.

Ich sass am Boden. Bedrohlich bäumte er sich vor mir auf. Mit feurigen Blicken musterte er meinen ganzen Körper. Es war grässlich, so betrachtet zu werden. Wie ein kunstvoll ausgearbeitetes Stück Marmor. Eine Statue. Nicht mehr.

«Nympe», sagte er, «dein Anblick ist schöner als alles, was ich jemals zuvor gesehen habe. Schöner als Morgentau in der Dämmerung, schöner als eine weisse Perle am Grund des Meeres, schöner als die Schönheitsgöttin selbst. Unfrisirt fällt dein Haar dir auf die Schultern und umrahmt ungebändigt dein schönes Gesicht. Doch wie, so frage ich mich, sähe es sittsam geflochten aus? Deine Augen, deine Lippen, die zarten Finger und die kunstvollen Hände bezaubern meine Sinne. Wie mag wohl das Verborgene sein? Befreie dich, Nympe, aus dem beengenden Tuch und enthülle, was verborgen ist!»

Es gibt einen Gott, vor dessen Macht wir alle uns beugen, der uns allen überlegen ist. Mit einer schalkhaften Bosheit schiesst er willkürlich seine Pfeile auf uns ab, ohne, dass wir es merken. Die einen trifft er mit dem goldenen, welche sogleich in Liebe entbrennen. Die anderen mit dem bleiernen, welche nichts von Letzterer wissen wollen. Apollo und ich sahen uns an. Zwei Getroffene. Verbunden durch die

Pfeile des Liebesgottes und doch gerade deshalb so verschieden. Er liebte und ich verabscheute ihn. Verabscheute die Tatsache, ein Objekt der Begierde zu sein.

Ich tat das Naheliegendste. Panisch ergriff ich die Flucht.



Die Angst steckte mir noch frisch in den Knochen, als ich bereits tief in den dichten Wald hineingedrungen war und ich Apollo weit hinter mir zurückgelassen hatte. Der Mond spähte durch das Blätterdach auf mich hinunter, die Dämmerung lag schon eine gute Weile zurück. Dennoch hatte ich noch keine Ruhe gefunden. Gedanken kreisten in meinem Kopf wie ein Schwarm Mücken um eine Laterne in einer dunklen Nacht. Ich wälzte mich auf dem Moos hin und her und mit jedem vorbeiziehenden Moment, mit jeder unruhigen Bewegung driftete der Schlaf weiter von mir weg. Das Surren des Mückenschwarmes in meinem Kopf wurde immer lauter, die Gedanken immer wirrer. Bilder der vergangenen beiden Tage

klammerten sich an mich und liessen mich nicht mehr los.

Mein erster Gedanke auf Rettung war mein Vater. Doch würde ich mich durch den Hilferuf an meinen Vater nicht bloss in die Fänge eines anderen bringen? Zwar könnte ich mich vor Apollo retten, aber würde ich dadurch nicht blind in die Fesseln meines Vaters rennen? Es war nach wie vor sein Wunsch, mich verheiratet zu sehen. Wie konnte ich mir sicher sein, dass er *meinen* Wunsch duldete, es nicht zu tun? Er könnte mich vor Apollo schützen, aber würde nicht gerade das meine Abhängigkeit zu ihm manifestieren und ihm die Möglichkeit aufzeigen, frei über mich verfügen zu können? War das nicht die Möglichkeit, die er schon immer hatte? Frei über mich zu verfügen? Niemand hätte etwas dagegen eingewendet, hätte er Entscheidungen für mich getroffen, mein Leben geformt wie einen Klumpen Ton. Denn er war der Vater, ich die Tochter.

Es widerstrebte mir, meinen Vater in dieser Angelegenheit um Hilfe zu bitten. Die Väterlichkeit ist ein verlockendes Netz, in dem man hängen bleibt, wenn man in seine Nähe gelangt und davon nie mehr loskommt. Wie eine Mücke würde ich gefangen im

klebrigen Netz der Spinne hocken und vergeblich um mein Leben strampeln.

Doch nicht nur ich war gefangen, auch mein Vater war es. Er war eine von vielen Spinnen, die seit Generationen das Netz spannen, sodass es kaum mehr einen Fleck gab, der nicht von ihm bedeckt war und kein Wesen sich über die Existenz des Netzes wunderte. Er war gefangen in seiner Aufgabe, die nicht in Frage gestellt wurde, auch wenn sie den Untergang vieler Fliegen bedeutete. Er musste mich verheiraten. Er hatte keine Wahl. Oder hatte er sie doch?

Vor langer Zeit wurden Mauern von Manneskraft errichtet, sodass man glauben könnte, sie wären schon immer da gewesen. Doch sie waren es nicht. Was erbaut wurde, kann auch zerstört werden. Solange diese alten Mauern nicht fallen, wird jede Frau im Netz der Bevormundung und der Abhängigkeit gefangen sein. Sei es dasjenige des Vaters oder später dasjenige des Gemahls...

Wie ein einsames Boot, das auf den Weiten des Ozeans treibt, so glitt auch ich irgendwann in den Schlaf.





«Nympe, Penëustochter, bitte bleib stehen!» Apollo hatte mich nicht vergessen. Ich rannte durch das Unterholz. Die Stärke, die ich als Jägerin hatte, fiel von mir ab und ich wurde zum gejagten Tier. Zurück blieb die gewaltige Furcht, die durch meinen ganzen Körper pulsierte und mich antrieb weiterzurennen.

«Nympe, kein Feind bin ich, der dir Böses will, kein Jäger, der nach deinem Blut trachtet. Ein Liebender bin ich und das ist der Grund, weshalb ich dich verfolge.»

*Liebe*. Er kannte mich doch gar nicht, wie konnte er das nur *Liebe* nennen? Er kannte nicht die Art wie ich dachte, konnte sich nicht vorstellen, wie die Welt durch meine Augen aussehen mochte, wusste nicht, welche kleinen Dinge mich erfreuten und welche grossen mich beängstigten. Müsste er mich jemandem beschreiben, er könnte bloss auflisten, wie ich aussah. Dass mein Haar in leichten Locken mein Gesicht umspielte, dass meine Augen grün waren wie der Wald, dass mein Kleid im Wind wehte, wenn ich rannte. Ich könnte irgendjemand sein. Zwar gibt es nicht zwei, deren Aussehen bis in jedes Detail

übereinstimmen, aber schlussendlich sind wir alle doch gleich. Ein Körper mit Händen und Füßen, Knochen und Haaren.

«Hör zu, Nympe, du weisst gar nicht, vor wem du fliehst!» *Und du weisst nicht, wen du verfolgst. Kennst nur meine Gestalt, nicht einmal meinen Namen.* «Kein Bewohner der Berge und kein Wächter der Tiere bin ich. Dein Unwissen treibt dich zur Flucht, doch höre mir zu und ich sage dir, wer ich bin.» Ich wollte es nicht hören, musste es nicht hören, denn es hätte an meiner Einstellung nichts geändert. Der Grund für mein Fliehen war panische Angst. Angst vor seinem bedrängenden Verhalten, vor seiner eindeutigen Absicht, mir die Jungfräulichkeit zu rauben. Spürte er denn nicht, wie sehr ich mich fürchtete? Spürte er nicht, dass seine Worte und seine Schritte eine Bedrohung für mich darstellten? Ungeachtet seiner Macht und seines Ranges? Konnte er sich denn nicht vorstellen, wie ich mich fühlte? Offensichtlich nicht, denn unbeirrt sprach er weiter und dachte, dadurch mein Vertrauen zu gewinnen.

«Viele Gebiete dienen mir, an manch einem Ort wurde mir ein Heiligtum errichtet. Mein Vater ist kein gewöhnlicher Mann, so wie auch ich kein solcher bin. Herr über Blitz und Donner ist er, Vater der Götter.

Jupiter ist sein Name, er wird wohl auch dir bekannt sein. Bestimmt fragst du dich, was *ich* alles kann. Du täuschst dich, wenn du denkst, ich würde mich wie ein Nichtsnutz im Ruhm meines Vaters sonnen und die Völker jubelten mir umsonst zu. Ich kann aussagen, wie eines jeden künftiger Tag aussieht, mein Gesang und Saitenspiel kann erfreuen und berühren, die Kraft der Kräuter lässt mich Kranke heilen und Wunden verschliessen und mein Pfeil trifft in jedes Ziel. So habe ich eben erst das Ungeheuer Python, das sich nach der Sintflut aus der schlammigen Erde erhob, mit zahllosen Pfeilen niedergestreckt. Gigantisch war es und dunkel, wie der Schlamm, aus dem es entstand. Ein Schrecken für viele Völker in der Nähe des Berges Parnass. Kein Mann konnte es erlegen, niemand war dem Ungeheuer gewachsen – niemand ausser mir. Ich tötete Python mit tausenden von Pfeilen. Weh mir, dass mein Herz von einem einzigen Pfeil, dem Pfeil des Liebesgottes, getroffen wurde, und kein Kraut mein verwundetes Herz zu heilen vermag. Viele Künste nenne ich mein Eigen, doch ihrem Meister nützt keine einzige, die Liebe ist stärker als sie alle!»

Wie ein Sturm von Pfeilschüssen peitschten mir Apollos Worte entgegen. Gewaltig und unkontrolliert, verzweifelt und impulsiv. Doch der Sturm aus Pfeilen

prallte an mir ab. Jeder Pfeil war verfehlt und traf nicht ins Ziel. Je stärker er versuchte, seine Beute zu erlegen, desto weiter entfernte er sich vom Ziel. Seine Unkontrolliertheit und Verzweiflung wurden zu seinem Verhängnis. In seinem Wahn sah er nichts anders als die Beute und er ertrank in seinem Schwall von Worten. Seine Beute entkam.

Viele Worte verschwendete er und versuchte mich damit zu erlegen wie mit Pfeilen. Doch in keinem seiner Worte fragte er danach, was mein Name war. Es reichte ihm, wenn ich Nymphe war. Nicht Daphne. *Nymphe*. Weiblich und schön und charakterlos. So wollte er mich haben. So reichte ich ihm.

*So bin ich aber nicht.*



Ich rannte und rannte, bis Apollos Worte hinter mir verstummten. Mir war bewusst, er hätte mich einholen können, doch er tat es nicht. Er hielt sich zunächst an die Worte, versuchte, mich damit für sich zu gewinnen. Doch das würde er nicht ewig tun. Es war

eine Frage der Zeit, bis er mich entdeckte und er seiner eigenen Worte überdrüssig würde.

Keuchend strauchelte ich über Wurzeln, schleppte mich durchs Unterholz und sank irgendwann in mich zusammen. Ich wäre noch weitergerannt, hätte ich gekonnt. Ich wollte mich befreien von dieser Furcht und der Verzweiflung, doch meine Kräfte gaben nach. Der Wald, der sonst so unendlich weit zu sein schien, kam mir nun erdrückend vor. Jeder Baum bauschte sich bedrohlich vor mir auf und nahm mir die Möglichkeit zur Flucht. Wo hätte ich auch hin sollen, wenn nicht in den Wald? Der Wald ist zu einem Labyrinth ohne Ausgang und ohne Ziel geworden. Nichts als verworrene Pfade, die ein riesiges Geflecht aus Hoffnungslosigkeit bildeten. Niemand spendete mir Trost, lediglich der Nachtkauz stimmte mit mir in das Klagelied ein, welches er bis zum Morgengrauen singen würde. Doch auch dieses würde verstummen, sobald die Sonne sich langsam über den Baumwipfeln erhob und der Trost wäre nur ein kurzer.

Vor mir lag ein kleiner Teich. Es wurde Nacht und das Mondlicht verwandelte die Wasseroberfläche in einen Spiegel. Ich lehnte mich vor und sah mir selbst in die Augen, sah mein Gesicht und meinen

ganzen Körper. Ich sah meinen Mund, in dem so viele Worte gefangen waren, aber ihn nicht verlassen konnten. Ich blickte meiner Gestalt entgegen wie einem lang verhassten Feind. Einem Feind, der niemals von meiner Seite wich, der ständig das unterdrückte, was ich eigentlich war. Ein Mantel, der mein wahres Sein umhüllte und nicht ans Tageslicht liess. Mein starkes Wesen wurde von meiner zarten Gestalt zunichte gemacht. Immer musste ich einfach nur schön sein, doch ich konnte nicht einmal sagen, dass mich das so störte! Könnte ich mich bloss von meiner Gestalt befreien, in der ich nichts anderes als ein Objekt der Begierde war! Könnte ich mich doch bloss vor Apollo retten! Was auch immer er mir antun würde, ich hätte es niemandem sagen können. Was auch immer die anderen Najaden Schreckliches erlebten, wenn die Satyrn sie holten, sie konnten es niemandem erzählen. Unsere stummen Hilferufe würde nie jemand erhören. Die Welt hatte keine Ohren für uns, sondern nur Augen für unsere Schönheit.

Die Last, die ich allein zu tragen hatte, wurde mir zu schwer, die Furcht vor Apollo zu gross. Doch da gab es niemanden, zu dem ich hätte gehen können. Also richtete ich ein stummes Gebet an die jungfräuliche Göttin der Jagd.

*Oh, grosse Diana! Voller Ehrfurcht biege ich mich vor deiner Macht. Lass mich vor dir mein Herz ausschütten und höre meinen Kummer! Ein bescheidenes Wesen bin ich und mache mir nichts aus Kostbarkeiten und Ruhm. Nur einen Wunsch habe ich, doch der wird mir verwehrt. Oh Diana, hör ihn dir an. Jungfräulich will ich bleiben, bis ich ins Reich der Schatten gleite und darüber hinaus. Die andere Hälfte deiner Selbst, der Gott des Lichts, setzt alles daran, die Erfüllung dieses Wunsches zu verhindern. Oh, ich fürchte mich so sehr, höre bei jedem Geräusch seinen Schritt, spüre bei jedem Lüftchen seinen Atem an meinem Hals. Erhöre mein Gebet und lasse meine Tage nicht von Furcht und Elend erfüllt sein. Nimm mir mein Leiden und mit ihm meine Gestalt!*

Als ich das Gebet zu Ende gesprochen hatte, rieselte ein silberner Schimmer vom Himmel und erhellte den Wald, wie der Mond es in einer klaren Vollmondnacht tut. Der Schleier aus Mondschein fiel. Enthüllt stand sie vor mir. Die jungfräuliche Göttin der Jagd. Diana. Die Zwillingschwester von Apollo. Wie war es nur möglich, dass zwei so unterschiedliche Gottheiten ein und demselben Bauch entsprungen waren? Sie erschienen mir so unterschiedlich wie

Gold und Silber, wie Sonne und Mond, wie Tag und Nacht.

Ihr Kleid war tiefblau wie der Nachthimmel, die Haut blass wie der Mond, die Augen zwei funkelnde Sterne. In ihrem Gefolge eine Vielzahl von Nymphen mit Pfeil und Bogen. Ich traute meinen Augen nicht, dachte Morpheus, der Gott der Träume, hätte es nun auch auf mich abgesehen und erfreute sich daran, mir seine Streiche zu spielen. Mit ebenmässigen Gesichtszügen musterte mich die Göttin, ehe sie ihren Mund öffnete und zu mir sprach.

«Gefährtin, du bist nicht allein.» Vertraulich legte sie mir eine Hand auf die Schulter und ihre Begleiterinnen schwirrten um uns herum. «Deine Schönheit ist ein Geschenk, dein Aussehen keine Bestrafung. Dennoch wird es für dich zur eigenen Bedrohung. Zu Unrecht. Dein Wunsch soll dir gewährt und du selbst nicht zum Opfer deines Körpers werden. Du wirst nicht die Einzige bleiben, deren Geschenk zur eigenen Bedrohung wird, die unter ihrem Geschlecht zu leiden hat. Manch einer wird dasselbe widerfahren. Gehe als Vorbild voraus für jede, die nach dir kommt. Du bist stark, Jägerin, kämpfe um deine Freiheit wie eine Löwin um ihre



Jungen. Denn du hast das Recht dazu. Ich werde bei dir sein.»

Ich nickte.



Ich hatte gehofft, er würde nicht mehr kommen. Doch er kam wieder, schon am nächsten Tag. Diesmal würde er keine Blicke oder Worte verschwenden, sondern sich nehmen, was er wollte, ich sah es seinem entschlossenen Schritt an, mit dem er auf mich zukam.

Mein Herz schlug und überschlug sich, ich hatte das Gefühl, es würde mir aus der Brust springen oder stehenbleiben. Doch bis dahin pumpte es Furcht durch meinen ganzen Körper und pochte unablässig in einem Rhythmus, der dem Traben einer Herde wilder Pferde glich. Vor meinem inneren Auge flackerten Bilder des Schreckens. Sie trieben mich zur Flucht. Ich beschleunigte meinen Schritt und begann zu rennen. Weg von diesen Bildern, weg von Apollo. Ich versuchte, klar zu denken, doch mein Geist war vernebelt, die Vernunft verschleiert. *Flieh! Flieh! Flieh!* Es war das Einzige, das mir durch den Kopf

schoss. Nichts ausser den Schritten meines Verfolgers und dem Lufthauch in meinem Rücken registrierte ich. Ich spürte ihn. Er war nah. Meine Kräfte am Ende. *Oh Vater, könntest du mir doch bloss jetzt helfen! Könntest du mir bloss die Gestalt nehmen, in der ich Apollo so sehr gefalle!*

Das waren nicht die Worte der Göttin, das war nicht das, was sie mir zu verstehen gab. Der Anblick ihrer bogenspannenden Begleiterinnen, die plötzlich in meinem Blickfeld erschienen, brachten mir die Vernunft zurück und ich erinnerte mich an ihre Worte. Sie verliehen mir Stärke.

Wir gelangten auf eine Wiese. Ich blieb stehen. Drehte mich zu Apollo um. Wir schauten uns in die Augen wie zwei Raubtiere vor dem Kampf, bereit, jeden Moment anzugreifen. Die Luft zwischen uns knisterte. Mein Atem ging flach. Er sah aus, als wollte er mich gleich verschlingen, in seinen Augen glänzte unbändige Lust. Doch da schimmerte noch etwas anderes hinter der Lust. Erstaunen. Erstaunen über mein abruptes Anhalten. Kurz war er irritiert und bewegte sich nicht.

*Oh, grosse Göttin, komm mir zur Hilfe! Nimm mir durch eine Verwandlung meine Last!* Kaum hatte ich das stumme Gebet an die Göttin gerichtet, hat sie

mir die Last genommen. Ich blickte an mir hinunter in der Erwartung, verwandelt worden zu sein, denn ich fühlte mich wie verändert. Ich sah meine Hände an, meine Arme, meine Füße und Beine. Sie waren unverändert, meine Gestalt war dieselbe. Dann fiel mir auf, was nun anders war; die Göttin hatte endlich mein Schweigen durchbrochen. Denn als ich meinen Mund öffnete, verliessen ihn all die ungesagten Worte.

«Oh Apollo! Immer glaubte ich an die Allwissenheit der Götter, doch dein Verhalten offenbart mir, dass auch Götter sich irren. Was auch immer du in meiner Flucht gesehen hast, es ist nicht das, was es tatsächlich war. Was bedeutet für dich eine Flucht? Eine Geste der Zuneigung? Des Interesses? Eine Zustimmung? War es nicht unmissverständlich, dass ich aus Furcht floh? War es nicht unmissverständlich, dass dein Erscheinen mir eine Bedrohung war? Eine Ablehnung dessen, was du wolltest? Es scheint ganz so, als hättest du die Zeichen falsch gedeutet. Nun, um deinem Irren ein Ende zu setzen: Ob du der Talentierteste oder der Schönste der Götter bist, ob du schöne Worte verwendest oder mich gewaltvoll verfolgst, all deine Bemühungen sind aussichtslos, denn was ich will, ist Freiheit und Unabhängigkeit. Darum werde ich kämpfen wie eine

Löwin um ihre Jungen. Meine Gestalt mag zwar schön sein, doch bin ich weit mehr als das, habe einen Willen und eine Seele. Dein schönes Gesicht gibt dir nicht das Recht, zu nehmen, was du willst! Merke dir das, auch eine schöne Frauengestalt ist kein Objekt, das sich erobern lässt wie eine Trophäe!»

Sie schossen aus dem Boden. Nicht zu zweit und nicht zu zehnt. Sie streckten ihre langen Arme nach uns aus, richteten ihr Haupt anmutig empor, liessen die Finger des Windes durch ihr dichtes Haar streichen und schlugen standfeste und unerschütterliche Wurzeln. Mit jedem Wort, das ich sprach, entstand ein Lorbeerbaum.

Ich reichte Apollo einen Kranz aus Lorbeerblättern. «Zwar kannst du mich nicht zur Gemahlin haben, doch der Lorbeer soll dir als dein Baum geweiht sein – als Erinnerung an meine Worte.» Apollo nickte versöhnlich und verliess schweigend den Lorbeerwald.

Ich stand inmitten des jungen Waldes, während Lorbeerblätter auf mich niederregneten wie in einem Siegeszug. Ich fühlte keinen Triumph, kein Gefühl der Überlegenheit oder des Sieges, sondern nur eine innere Zufriedenheit und Ruhe. Denn ich habe, in dem ich eine Sprache erhalten hatte, eine Waffe gewonnen,

mit der ich den Kampf um meine Selbstbestimmung und Unabhängigkeit führen konnte. Vielleicht würde der Kampf ein langer und ganz bestimmt war er noch nicht beendet, doch er war es mir Wert. Nie wieder würde ich stumm den Worten meines Vaters zunicken, sondern selbst Stellung nehmen und mir Gehör verschaffen. Ich würde nicht länger einfach nur schön und still und stumm sein. Und auch die anderen Najaden nicht. Ein einziges Mal würde ich an den Fluss zurückkehren, um ihnen das Sprechen beizubringen. Damit auch ihre Gedanken Gehör bekämen. Und irgendwann sähen vielleicht auch sie über das Ufer des Flusses hinaus und entdeckten draussen in der Freiheit ihre Berufung, sodass eine nach der anderen fortzöge, bis der Fluss verlassen und das väterliche Netz zerrissen wäre.

Ob Apollo seine Schlüsse aus meinen Worten zog und was er mit dem Lorbeerkrantz machte, lag an ihm. Vielleicht war dieses eine Mal für ihn zu wenig, meine Worte zu schwach, um ein ganzes Leben lang nachzuhallen. Doch wenn alle verlorenen Stimmen sich zusammenschliessen, wenn sie eine Sprache erhalten, wenn sie sich einander ihr Leid erzählen und sich gemeinsam stark machen, dann würde daraus ein Chor entstehen. Und dieser hallte gewiss länger nach.

Dieser würde bestimmt gehört. Jede Stimme ist es wert, gehört zu werden.